Eva Labouvie ▪ Ramona Myrrhe (Hg.)

Familienbande – Familienschande

Geschlechterverhältnisse in Familie und Verwandtschaft

Universitätsbibliothek Bremen
Universität Bremen
AE 12858
A-4413994

2007
BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

K 08, 344

Gefördert mit finanzieller Unterstützung
des Kultusministeriums des Landes Sachsen-Anhalt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Umschlagabbildung:
Jean Baptiste Greuze, Der väterliche Fluch, Paris, Musée du Louvre.
© bpk/RMN/René-Gabriel Ojéda

© 2007 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln Weimar Wien
Ursulaplatz 1, D-50668 Köln, www.boehlau.de

Alle Rechte vorbehalten.
Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Satz: Peter Kniesche Mediendesign, Tönisvorst
Druck und Bindung: Strauss GmbH, Mörlenbach
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier
Printed in Germany

ISBN 978-3-412-21806-5

Inhalt

Einleitung 1

I. Bilder, Fiktionen, Konstruktionen

Martin Schuhmann
Die Frau als das Fremde in der Familie. Giburg in Wolfram von Eschenbachs „Willehalm“ 15

Henrike Walter
„Ich will noch Jungfrau bleiben – Herr König, merkt Euch das!“ Literarische Hochzeitsnächte als Spiegel der Konstitution von familiärer Hierarchie 31

Claudia Nitschke
Der „häusliche Wirkungskreis im Großen“: Die preußische Königin zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit in Novalis’ „Glauben und Liebe“ 55

Gudrun Goes
Bruderzwist und Familienschande in der Romanwelt Fedor Dostoevskijs: Die Karamasows – Eine zerstörte Familie 75

Lily Tonger-Erk
Rückwärtstanten, Zahlväter, Spermamunition. Vom Ende der linearen Genealogie bei Kathrin Schmidt und Nicole Eisenman 95

II. Geschlecht und Familienleben

Willem de Blécourt
Hexenfamilien – Zauber(er)geschlechter. Das Beispiel Drenthe (17.–19. Jahrhundert) 121

Marion Stadlober-Degwerth
Französischkränzchen und Backfischzeit, Fechtboden und Kneipe. Geschlechtsspezifische Geschwistersozialisation am Beispiel einer bürgerlichen Familie im 19. Jahrhundert 147

Claudia Opitz-Belakhal und Paola Cimino
Vater-Sohn-Konflikte um 1800? Generationenbeziehungen zwischen alter Ordnung und neuen Freiheiten 169

Andrea Günter
Vätern einen Platz geben. Überlegungen zu einer gesamtgesellschaftlichen Aufgabe für Frauen und Männer 187

III. Familienschande

Sabine Schaller
Familie – Geschlecht – Alkoholismus. Geschlechtsspezifische Ausdeutungen und der Blick auf die Familien (1880–1930) 213

Marita Metz-Becker
Aus Not und Verzweiflung. Verwandtenmord im 19. Jahrhundert 239

Alexander Bastian
Erzwungene Familienplanung. Zwangssterilisation in der Landesheilanstalt Haldensleben 1934–1945 255

Jeanette Toussaint
„Sie ist dorthin gekommen und hat ihre Arbeit gemacht". Interviews mit einer ehemaligen SS-Aufseherin und ihren Töchtern 279

Anhang

Bildnachweis 293

Zu den Autorinnen und Autoren 295

Einleitung

Familie als Forschungsgegenstand etablierte sich seit den 1970er Jahren im Zusammenhang mit der Entwicklung sozialwissenschaftlicher und sozialhistorischer, dann kulturwissenschaftlicher, historisch-anthropologischer und medizinethischer Theorien und Methoden zu einem wichtigen Forschungsfeld der Geistes-, Kultur-, Sozial- und Erziehungswissenschaften. Zahlreiche Arbeiten innerhalb der Familienforschung erschienen in den 70er und 80er Jahren zunächst zu den Familienformen, zur Geschichte und zum Wandel der Familie in Europa, zu Haushalt und Familie, den Familienstrukturen etwa der bürgerlichen, kleinbürgerlichen oder proletarischen Familie, der Handwerker-, Heimarbeiter- oder Arbeiterfamilie sowie zum Zusammenhang von Familie, Gesellschaftsstruktur und sozioökonomischen Bedingungen.[1] Familienforschung entwickelte sich vor allem in den Kultur- und Sozialwissenschaften einerseits zu einem Forschungsgegenstand, der historische mit gegenwärtigen, soziale mit wirtschaftlichen und Aspekte des Strukturellen mit denen der handlungsorientierten Praxis zu verbinden suchte und sich dabei immer auch als ein Forschungsfeld verstand, das unmittelbar auf die sich seit den 1960er Jahren wandelnden Familienkonzepte – Zunahme der Scheidungsrate und der Alleinerziehenden, veränderte Beziehungen zwischen Familienmitgliedern, Wandel der Familienformen usw. – reagieren und wissenschaftlich diskutieren wollte. Allerdings begriff die ältere Familienforschung unter Familie in erster Linie eine „sozio-biologische Institution"[2], die sie zum einen computergestützten Konstitutionsmethoden zur Haushaltsbildung, Familienzusammensetzung, Ehedauer, Sterblichkeit oder zum Reproduktionsverhalten unterzog[3]. Andererseits untersuchte sie Familie und Verwandtschaft als Organisations- und Vermittlungsinstanzen zwischen materiellen und personellen Ressourcen und als Orte von Sozialisationstätigkeiten und stellte, ebenfalls mit starker Konzentration auf quantifizierende Daten, die Wechselwirkung von Arbeitsorganisation und Familienstruktur in den Mittelpunkt ihrer wissenschaftlichen Interessen.

Die Beschäftigung mit Familie und Verwandtschaft gehört mittlerweile zu den klassischen Feldern der Geistes-, Sozial-, Kultur- und Erziehungswissenschaften, der Kulturanthropologie und Ethnologie, selbst der Wirtschaftswissenschaften und der Medizin. Vor dem Hintergrund der Erkenntnisse der älteren wie jüngeren Familienforschung wird man heute Familie kaum mehr als eine überzeitliche, gleich bleibende Konstante menschlichen Zusammenlebens, sondern vielmehr als ein dem historischen, sozialen, kulturellen, ökonomischen und mentalen Wandel stark unterliegendes Gebilde begreifen, eine Erkenntnis, die nicht

der ebenfalls als promovierter Geburtshelfer tätig war, ging der Sohn August Herrich-Schäffer hervor, der letzte Leiter der Regensburger Gebäranstalt von 1909–1922.

46 Vgl. Lebenserinnerungen, S. 23b.
47 Ebd., S. 2.
48 Ebd.
49 Ebd., S. 9b.
50 Ebd., S. 5b.
51 Ebd., S. 9b. Die Charakterisierung des Bruders als „Schläger" meint hier seine Funktion als Korpsstudent des „Corps Bavaria", das seit 1815 in Würzburg ansässig ist und zu den alten Studentenverbindungen gehört, die sich aus Landsmannschaften mit dem Ziel rekrutierten, die Studenten zu weltoffenen Persönlichkeiten heranzubilden. Charakteristisch für schlagende Verbindungen ist die Mensur, ein streng reglementierter Fechtkampf.
52 „Zu unserem Leidwesen war er aber für den Umgang mit Damen und für Gesellschaft nicht zu haben und war auch gegen mich durchaus nicht aufmerksam oder zuvorkommend, wie es oft andere Brüder im Bekanntenkreis waren"; Lebenserinnerungen, S. 9b.
53 Vgl. ebd., S. 13.
54 Vgl. ebd.
55 Ebd., S. 14b.
56 Vgl. ebd., S. 20.
57 Ebd., S. 21.
58 Der Schwiegervater erhielt in Katharinas Haushalt eine eigene Wohnung, in der seine Dienstmagd Margarethe kochte. Während seiner Bettlägerigkeit wachte die Enkelin Anna am Bett des Großvaters, Katharina übernahm die häusliche Pflege zusammen mit der Dienstmagd Margarethe, während ihre eigene Dienstmagd Lina ausschließlich für die Herstellung der Krankenkost zuständig war. Vgl. Lebenserinnerungen, S. 28.
59 Die Dienstmagd Sophie im elterlichen Haus, Margarethe, im Haushalt Herrich-Schäffer als auch Lina, Katharinas eigene Dienstmagd, wurden als Pflegerinnen ausgebildet und verstanden sich auf die Zubereitung der Krankenkost. Katharinas Mutter hatte ihre Dienstmagd Sophie zur häuslichen Krankenpflegerin herangebildet, dazu auch ihre Tochter Katharina unterrichtet, die wiederum ihre eigene Köchin Lina und ihre Tochter Anna als gute Krankenpflegerinnen und Krankenköchinnen ausbildete. Vgl. dazu Lebenserinnerungen, S. 8–36.
60 Ebd., S. 11, vgl. auch S. 22.
61 Ebd., S. 8.
62 Ebd., S. 13.
63 Ebd., S. 21b.
64 Trepp, Sanfte Männlichkeit, S. 220.
65 Vgl. Lebenserinnerungen, S. 13b.
66 Ebd., S. 11b.
67 Vgl. ebd., S 18.
68 Ebd., S. 21.
69 Vgl. Habermas, Frauen und Männer des Bürgertums, S. 398.
70 Vgl. Trepp, Sanfte Männlichkeit, S. 399.
71 Habermas, Frauen und Männer des Bürgertums, S. 396.
72 Brennberg liegt ca. 20 km von Regensburg entfernt. Dort wurde auch die Hochzeit des Bruders Ernst mit Maria Rabl gefeiert. Vgl. Lebenserinnerungen, S. 27.
73 Trepp, Sanfte Männlichkeit, S. 15.

Vater-Sohn-Konflikte um 1800?

Generationenbeziehungen zwischen alter Ordnung und neuen Freiheiten

Claudia Opitz-Belakhal und Paola Cimino

Vater-Sohn-Beziehungen[1] lassen sich einerseits als Generationenbeziehungen betrachten, andererseits stellen sie einen besonders interessanten, aber bislang in der Forschung weniger beachteten Teil der Eltern-Kind(er)-Beziehungen dar, die in das durch Emotionen, Sitten und soziale Regeln, aber auch durch materielle Interessen und Verpflichtungen konstituierte und gelenkte komplexe System der Familie eingebettet sind. Als solche waren und sind sie eng verwoben mit der historischen Entwicklung dieses Systems wie auch mit der gesellschaftlichen Gesamtentwicklung.

Der Zeitraum zwischen ca. 1750 und 1830 war zweifellos eine Phase intensivierten gesellschaftlichen Wandels oder gar des Umbruchs. So stellt sich die Frage, wie sich diese Prozesse auf die innerfamiliären Beziehungen und insbesondere auf Beziehungen zwischen Vätern und Söhnen ausgewirkt haben. Diese Frage ist umso wichtiger und interessanter, als gerade die neuere historische Geschlechterforschung zeigen kann, dass die politische wie familiäre Herrschaft in der Vormoderne klar dem männlichen Geschlecht zugeschrieben wurde. Insofern treten hier die Vater-Sohn-Beziehungen besonders prominent hervor.[2] Musste nicht der Umbruch in den politischen und gesellschaftlichen Strukturen verschärfte Konflikte zwischen jüngeren und älteren Männern hervorbringen – und dies insbesondere in den sich nach außen sukzessive abschließenden, emotionalisierten und intimisierten Familien der stadtbürgerlichen Oberschichten, die ja in direkter Weise mit den politischen Umbrüchen der Zeit konfrontiert waren? Oder führte dieser Prozess – als Abbau von überkommenen Autoritäts- und Machtstrukturen und als Intensivierung von persönlichen emotionalen Bindungen – vielmehr zu einer gewissen Entspannung zwischen den Generationen, auch auf Seiten der Angehörigen des männlichen Geschlechts?

Um diese und ähnliche Fragen beantworten zu können, braucht es gleichsam eine doppelte Forschungsstrategie: Einerseits müssen die gesellschaftlichen und diskursiven Kontextbedingungen rekonstruiert werden, unter denen sich Vater-Sohn-Beziehungen um 1800 entfalteten und gegebenenfalls auch veränderten. Der konkrete zeit-räumliche Schauplatz ist dabei für die folgenden Ausführun-

gen die Schweiz zur Zeit der helvetischen Revolution (ca. 1790–1815). Um dann aber die familiären Binnenbeziehungen und ihre Dynamiken nachvollziehen zu können, braucht es vor allem ‚Selbstzeugnisse', Quellen also, in denen historische Subjekte ihre Beziehungen zu anderen nahestehenden Personen beschreiben und gleichzeitig auch reflektieren. Dies sind im vorliegenden Fall vor allem die reichhaltigen und gut überlieferten familiären Korrespondenzen der Zürcher, Berner und Basler Kaufmanns- und Gelehrtenfamilien, aber auch Autobiographien, Tagebücher und Testamente aus diesem Milieu.[3]

Geschlechterordnungen und Generationenkonflikte um 1800

Vater-Sohn-Beziehungen zeichnen sich, so betont die moderne psychologische Forschung, durch Prozesse der Annäherung und Auseinanderentwicklung aus, die bedingt sind durch die dauernde Wiederkehr von Ablösung und Identifikation.[4] Das moderne Generationenverhältnis ist deshalb nicht selten geprägt durch Konflikte, die als „Phänomene eines Loslösungsprozesses"[5] verstanden werden können, welche meist dann zum Tragen kommen, wenn junge Menschen eine „geordnete" Eingliederung ins Erwachsenenleben erfahren sollen. Dies wird durch Erkenntnisse der ethnologischen Forschung gestützt, die davon ausgeht, dass in jeder Gesellschaft die Entwicklung und die Initiation der Jugendlichen in einer kulturell determinierten, meist krisenhaften Form unterstützt oder auch erzwungen werden, was schließlich mit der Teilhabe an der gesellschaftlich organisierten männlichen respektive weiblichen Identität belohnt wird.[6]

In der Frühen Neuzeit wurden solche Prozesse noch verstärkt durch rechtliche und soziale Regelungen und Normen, die Väter und Söhne in ihrer individuellen Existenz sehr eng aufeinander verwiesen.[7] Generationenkonflikte hatten in den besitzenden Schichten beziehungsweise den „höheren Ständen" in der Frühen Neuzeit meist zwei Anlässe, wie der österreichische Historiker Harald Tersch konstatiert: „Zum einen die eigenmächtige Wahl des Ehepartners und zum anderen die eigenmächtige Entscheidung über den Beruf entgegen dem Willen der meist väterlichen Autorität"[8]. Dem ersten der beiden Konfliktanlässe, dem Konflikt um Eheschließungen, der meist spektakulärer ablief und einen größeren Personenkreis betraf als der Aspekt der Berufswahl, schenkte schon die ältere, dynastiegeschichtliche Forschung einige Beachtung. In jüngerer Zeit haben sich etwa Renata Ago[9] und Yvonne Knibiehler[10] mit entsprechenden Konflikten und deren strukturellen Bedingungen beschäftigt. Für den deutschsprachigen Raum liegen keine vergleichbaren systematischen Studien vor. Dasselbe gilt für Auseinandersetzungen um Ausbildung und Berufswahl. Obgleich biographische Darstellungen – nicht nur – zum 18. Jahrhundert deutlich machen, wie intensiv hier bisweilen mit dem richtigen Berufs- auch um den richtigen Lebensweg gerungen wurde, fehlen entsprechende systematische Studien.[11]

Weitere intergenerationelle Konfliktfelder dürften in der Zeit um 1800 darüber hinaus religiöse und weltanschaulich-politische Fragen eröffnet haben.[12] Zudem lässt sich für diese gesellschaftliche Umbruchphase festhalten, dass hier nicht nur das Wesen des Menschen mit kritischem Blick auf überkommene Werte und Autoritäten intensiv reflektiert wurde, sondern dass es hier auch zu einer generellen Neuverhandlung der Geschlechterrollen kam. Claudia Honegger spricht in diesem Zusammenhang von einer „Unordnung der Geschlechter"[13], in der die Neubestimmung der Geschlechterdifferenz eine zentrale Rolle spielte. Auch dies muss sich auf die Beziehungen der Generationen niedergeschlagen und – als Wandel der männlichen Rolle – gegebenenfalls weiteres Konfliktpotential für männliche Jugendliche und ihre Beziehung zu ihren Vätern nach sich gezogen haben.

Die Aufklärung brachte des Weiteren neue Facetten und Formen familiärer Bindung mit sich, die besonders in den bürgerlichen Eliten Resonanz fanden beziehungsweise realisiert wurden. In diesen Kreisen, die sich vor allem aus Beamten, Gelehrten und Kaufleuten zusammensetzten, konnte sich die Idee der vernunftgeleiteten Erziehung festsetzen, die eng mit dem aufklärerischen Vaterbild nach Rousseau verbunden war sowie ein stärker durch Emotionalität und intensivierte individuelle Beziehungen zwischen Ehepartnern, aber auch zwischen Eltern und Kindern charakterisiertes Familienmodell.[14] Im Zuge dieser aufklärerischen Debatten lässt sich denn auch eine breite Diskussion über Vaterschaft und Vaterrolle konstatieren. Während die Mutter für die Versorgung der Säuglinge und der Kleinkinder zuständig zu sein hatte, war es die Aufgabe des Vaters, die Familie ökonomisch abzusichern und die heranwachsenden Kinder, insbesondere die Söhne, aus der Mutter-Kind-Bindung heraus zu führen in Richtung Selbständigkeit, Autonomie und Individualität – oder sie doch zumindest zu „guten Patrioten" und verantwortungsbewussten Bürgern, Kaufleuten, Beamten usw. zu erziehen oder doch erziehen zu lassen.[15] Im Hinblick auf die Neuverhandlung der Geschlechterrollen in der Aufklärung standen die Väter insofern mindestens genauso im Mittelpunkt des Diskurses wie die Mütter, wenn nicht sogar noch stärker.

Leitmotiv und Leid-Motiv: Söhne im Schatten ihrer autoritären Väter

Tatsächlich finden sich im Zeitraum zwischen etwa 1780 und 1830 eine ganze Reihe auch spektakulärer Konflikte zwischen den Generationen, vor allem auch

Auseinandersetzungen und Meinungsverschiedenheiten zwischen Vätern und deren Söhnen in den städtischen Oberschichten der Deutschschweiz. Allerdings zeigt schon eine rasche Durchsicht der Quellen und der Historiographie, dass sich viele Konflikte eher indirekt abspielten – oder sogar überhaupt nicht an die sprachliche „Oberfläche" traten, vor allem aber quellenmässig kaum fassbar sind, obgleich sich aus der familiären und gesellschaftlichen Konstellation durchaus Konfliktpotentiale erkennen lassen, wie die beiden im Mittelpunkt unserer weiteren Darstellung stehenden Beispiele illustrieren sollen. Zuerst wird vom konflikthaften Verhältnis des Basler Revolutionsführers Peter Ochs (1752–1821) zu seinen Kindern die Rede sein, danach kontrastierend, aber auch vergleichend, von der überaus harmonischen Beziehung des Zürchers David Nüscheler (1792–1871) zu seinem Vater, dem konservativen Zürcher Ratsherrn Johann Conrad Nüscheler (1759–1856).

Dass Peter Ochs, der 1797 als Basler Gesandter in Paris die Helvetische Verfassung ausgearbeitet hatte und somit zu einem bedeutenden Exponenten des politischen Lebens nicht nur seiner Vaterstadt Basel, sondern der ganzen damaligen Schweiz wurde, eine eher prekäre Beziehung zu seinen fünf Kindern – vier Söhnen und einer Tochter – unterhielt, wird nur aus einigen wenigen überlieferten Dokumenten sichtbar, die über das Familienleben Aufschluss geben können. Umso krasser stechen die harten biographischen Fakten ins Auge: Ochs' Söhne Albert und Wilhelm begingen Suizid und auch die einzige Tochter Emma unternahm mehrere Selbsttötungsversuche. Die verbliebenen Söhne Friedrich und Eduard änderten beide (aber nicht gleichzeitig) in ihrer Verlobungszeit den Familien- bzw. „Vatersnamen" Ochs zu His. His lautete der Name eines Urgroßvaters väterlicherseits, eines angesehenen Hamburger Kaufmanns, der keine lebenden männlichen Nachkommen hatte und dessen Name damit gewissermassen verfügbar geworden war. Es bedarf keiner besonders eingehenden Betrachtung der Quellen, um zu erkennen, dass sich in diesen Handlungen unter anderem auch familiäre Konflikte widerspiegeln. Welchen Anteil trug speziell der Vater, Peter Ochs, am Suizid beziehungsweise am Namenswechsel seiner Söhne?

Die Autobiographie von Peter Ochs und der Lebenslauf seines jüngsten Sohnes Eduard zeigen das Bild eines Familienmodells, welches um ein väterliches Kraftzentrum kreiste, das omnipräsent und zugleich abwesend war. Peter Ochs' Rolle als Revolutionsführer und Staatsmann führte zu häufigen und langen Abwesenheiten von der Familie in Basel und bedeutete gleichzeitig, dass die Erziehung der Kinder zunehmend an seine Frau Salomé Ochs, eine Baslerin aus der ebenfalls sehr wohlhabenden Familie Vischer, überging. Nachdem Ochs im Jahre 1800 infolge eines Staatsstreichs aus dem Helvetischen Direktorium gedrängt worden war und sein Ruf wie auch sein Vermögen infolgedessen stark zu

leiden hatten, übersiedelte Salomé Ochs-Vischer nach Paris und nahm die vier jüngeren Kinder Friedrich, Wilhelm, Emma und Eduard mit. So kam es denn auch zu einer noch deutlicheren Trennung vom Vater.

12 Peter Ochs, Schöpfer der Helvetischen Verfassung, in seiner Amtstracht als Helvetischer Direktor, Ölbildnis von Felix M. Diog, entstanden 1799 in Bern

Obwohl also an sich der erste Adressat der damaligen Erziehungsempfehlungen der Vater und nicht die Mutter war,[16] bestimmte letztlich Salomé die Erziehung und den beruflichen Werdegang ihrer Kinder und hegte schon bald den ehrgeizigen Wunsch, diese allesamt zu Künstlern ausbilden zu lassen, was schließlich nur bei Friedrich gelang, der später ein beliebter Miniaturmaler wurde und dem wir auch das hier abgebildete Selbstportrait (vgl. Abb. 13) verdanken.

Gemäß den früheren Plänen des Vaters war für Albert eine militärische Laufbahn vorgesehen, derweil sich Friedrich den Wissenschaften, Wilhelm und Eduard dem Handel widmen sollten. Da die Revolution seiner Offizierslaufbahn ein Ende setzte, trat Albert auf Wunsch des Vaters in die Staatsverwaltung ein, wo er sich aber nach Auffassung des jüngeren Bruders nicht wohl fühlte, weil er eigentlich lieber Künstler geworden wäre.[17] Auch bezüglich der Eheschließung und der Wahl einer möglichen Ehepartnerin hatten Vater und Sohn Dissens. Als Albert sich in eine Handwerkerstochter verliebte und diese dem Vater 1816 als künftige Braut präsentieren wollte, lehnte dieser mit Hinweis auf den seiner Auffassung nach unüberwindlichen Standesunterschied zwischen Bräutigam und Braut vehement ab.[18] Albert beging daraufhin Suizid.

Der zweite Sohn, Friedrich, wurde zum Maler und Zeichner ausgebildet. Im Jahre 1803 begab er sich auf die Wanderschaft, die für einen jungen Künstler übliche Reise in die Fremde. Während dieser Zeit pflegte er – aus welchem Grund auch immer – offenbar keinerlei Kontakt zum Vaterhaus,[19] und als er 1811 unerwartet nach Basel zurückkehrte, hatte Peter Ochs ihn eigentlich schon verloren geglaubt.[20] Wilhelm sollte zum Kupferstecher ausgebildet werden, wollte aber laut der Aussage seines Bruders Eduard lieber Kaufmann werden. Da er sich in seinem erlernten Beruf unbefriedigt fühlte, so Eduard weiter, habe sein Gemüt eine „melancholische Richtung" angenommen – die damalige Umschreibung dessen, was wir heute mit „Depression" bezeichnen würden.[21] Im Alter von 20 Jahren wählte auch Wilhelm den Freitod. Am Morgen des 26. Juni 1804 fand ihn der jüngere Bruder Eduard tot neben seinem Bett.

13 Friedrich Ochs/His, Miniatur-Selbstporträt (Gouache auf Elfenbein), Paris 1801

Auch Emma, die in Paris ebenfalls diverse Kunstateliers besuchte, deren Malereien aber gemäss der Ochs'schen Familienchronik kein großes Talent verrieten, litt offenbar gleichfalls unter Depressionen, wobei sich ihr Geisteszustand zusehends verschlechterte.[22] Sie beging mehrere Suizidversuche. Daraufhin wurde sie in ein Hospiz eingeliefert, wo sie über 50 Jahre verbrachte und 82jährig starb. Eduard, der Jüngste, wurde von der Mutter selbst unterrichtet. Als diese im Jahre 1804 starb, war er gerade 12 Jahre alt und kehrte zusammen mit der Schwester Emma zurück zum Vater nach Basel, wo er einige Jahre später seine Handelslehre in einer Seidenbandfabrikationsfirma antrat.

Die Belastungen der Ochs'schen Kinder und ihrer Beziehungen zum Vater waren zweifellos sehr vielfältig: Häufige Abwesenheit des Vaters, Streit und

schließlich Trennung der Eltern, Verlust des Vermögens, des sozialen Ansehens bis zur Ächtung und persönlichen Bedrohung durch die politischen Umbrüche und Wirren, sowie dadurch stark beeinträchtigte berufliche Aussichten. Albert, Wilhelm und Emma scheinen von den fünf Kindern des Ehepaars Ochs-Vischer besonders unglücklich gewesen zu sein, so dass sie ihrem Leben selbst ein Ende setzen wollten. Laut den Beschreibungen des Bruders Eduard fühlten sich sowohl Albert als auch Wilhelm in dem für sie ausgewählten Beruf unbefriedigt. Alberts Berufslaufbahn in der Staatsverwaltung war der Wunsch des Vaters. Lieber wäre er aber nach dem Wunsch der Mutter Künstler geworden. Bei Wilhelm war genau das Umgekehrte der Fall: Er wollte gemäss dem Wunsch des Vaters Kaufmann werden, während die Mutter ihn zum Kupferstecher ausbilden ließ. Das Ehepaar Ochs-Vischer scheint die Pläne für den beruflichen Werdegang ihrer Kinder offenbar nicht gemeinsam geschmiedet zu haben, was auf einen gewissen Konflikt zwischen den Ehegatten selbst verweist. Doch letztlich ändert dies nichts am Schicksal ihrer Kinder, die offenbar keine Wahlmöglichkeiten bezüglich eines Berufs gehabt zu haben scheinen.

Dass in diesem Fall wirkliche Wahlmöglichkeiten auch hinsichtlich einer Heirat nicht bestanden haben, illustriert besonders drastisch das Beispiel von Albert. Im Alter von immerhin schon 36 Jahren unterbreitete er dem Vater seine Heiratspläne, doch die Verbindung zu einer Bleicherstochter aus Zürich erschien diesem nicht standesgemäß. Daraufhin ließ Albert den Plan zwar fallen, fühlte sich aber offenbar doch schwer bedrückt. Einen knappen Monat später erschoss er sich. Peter Ochs berichtet, dass Albert einen Abschiedsbrief von über zwei Seiten hinterlassen habe.[23] Dieser Brief scheint aber leider nicht überliefert zu sein.

Eineinhalb Jahre nach Alberts Freitod schmiedete Peter Ochs seinerseits Heiratspläne für seinen jüngsten Sohn Eduard, und wiederum löste er dadurch einen Konflikt bei seinem Sohn aus. Nachdem nämlich Eduard in das Bank- und Speditionsgeschäft La Roche eingetreten war, wurde eine Ehe mit der Cousine Anna Katharina La Roche, der ältesten Tochter des Geschäftsinhabers, in Betracht gezogen, was vermuten lässt, dass materielle Interessen bei dieser Entscheidung mitgespielt haben mögen. Peter Ochs bat persönlich um Anna Katharinas Hand für seinen Sohn und freute sich sehr darüber, dass sowohl die Eltern der Braut als auch die Braut selbst zusagten, wie in seinen Lebenserinnerungen nachzulesen ist.[24] Indes scheint Eduard selbst mit dieser Partie weniger glücklich gewesen zu sein. In einem Schreiben an den Vater vermerkt er, dass er „in die Krankheit von Emma"[25] falle. Schlaflosigkeit und Angstzustände plagten ihn. Sein Zustand besserte sich wieder, nachdem er einige Zeit in Zürich verbracht hatte und Distanz gewinnen konnte. Den Namen Ochs wollte Eduard aber keinesfalls weitergeben

und stellte deshalb bei der Regierung einen Antrag auf eine Namensänderung. In seinem Gesuch vom 8. Mai 1818, dem tags darauf vom kleinen Rat zugestimmt wurde, nannte Eduard keine spezifischen Beweggründe, sondern schrieb lediglich „obwaltende Gründe veranlassen mich, den Nahmen meines Aeltervaters His väterlicherseits anzunehmen."[26]

Es muss in der Tat nicht angenehm gewesen sein, einen so prominenten (Tier-)Namen, der aus verschiedenen Gründen Anlass zu allerlei Verunglimpfungen und Spott bot, als Familiennamen zu tragen. In seinem selbst verfassten Lebenslauf bemerkt Eduard dazu folgendes: „Nun führte ich ein Vorhaben aus, dessen Veranlassung das Publikum ohne Zweifel später meiner Braut zuschrieb, welches aber einzig von mir ausgegangen ist. Es betrifft dieses die Namensänderung. Schon früher fand ich, dass besonders auf Reisen oder beim Aufenthalt in einer fremden Stadt der Name Ochs Anlass zu Anzüglichkeiten gebe, und da ich noch der Einzige war, der berufen schien, denselben hier fortzupflanzen, indem mein um zehn Jahre älterer Bruder Fritz damals nicht verheiratet war, so fasste ich bei Anlass meiner Verlobung den Entschluss, meinen Namen gegen denjenigen meines Urgrossvaters His von Hamburg, von welchem keine männliche Nachkommen existierten, zu vertauschen, wozu auch mein Vater seine Einwilligung gab. Es war weder eine leichte noch eine angenehme Aufgabe, die Leute daran zu gewöhnen, mich plötzlich mit einem neuen hier noch nicht bekannten Namen zu benennen, doch focht ich mich unverdrossen durch, und die Sache wurde dadurch einigermassen weniger auffallend gemacht, als wenige Jahre vorher eine andere Namensänderung hier vorgekommen war, indem Louis Burckhardt den Namen seines Onkels Ehinger angenommen hatte."[27]

Trat hier nun ein weiterer, „verborgener" Vater-Sohn-Konflikt zu Tage? Der frühe Peter-Ochs-Biograph Martin Birmann behauptete in der Tat, die Namensänderung sei aus politischen Gründen erfolgt, weil der konservative Eduard Ochs politisch ganz anders als sein Vater eingestellt gewesen sei und den Namen des liberalen und einst revolutionären Vaters nicht mehr hätte tragen mögen, gerade so, als hätte er sich seines Vaters geschämt.[28] Für eine solche Auffassung findet sich allerdings nirgends ein ausdrücklicher Anhaltspunkt, so dass sie spekulativ bleiben muss.[29] Die Namensänderung war jedenfalls keine unüberlegte Handlung, sondern eine Entscheidung, die nach reiflicher Überlegung und vor allem im Einvernehmen mit dem Vater getroffen worden war. Peter Ochs schrieb auf das offizielle Gesuch des Sohnes: „Zum … Vorhaben meines Sohnes ertheile ich, als Vater, um so lieber meine Einwilligung, als mein Grossvater, Peter His von Hamburg, ein allgemein geschätzter Mann war und ich als sein einziger Grosssohn auch seinen Nahmen würde geführt haben, wenn ich in Hamburg geblieben und Kaufmann geworden wäre."[30]

Als auch Friedrich ein Jahr später seine Cousine Charlotte Vischer unter dem Namen His ehelichen wollte, vermerkte der Vater in eher resigniertem Ton auf das offizielle Gesuch an die Regierung: „Ich habe, als Vater, keine Einwendungen dawider zu machen. Er bleibt mein Sohn, welchen Namen er auch führe."[31] Ob sich Peter Ochs durch den Namenswechsel trotzdem gekränkt fühlte, lässt sich aufgrund dieser Auslassungen nicht zweifelsfrei feststellen. Dass er aber seiner eigenen Beurteilung zufolge in der Beziehung zu seinen Kindern Kränkungen erfahren hat, geht aus einer Passage seines Nekrologs hervor: „Gott hat mir … Kinder gegeben, und jeder Vater weiss, dass ungeachtet väterliche Zärtlichkeit manchen Kränkungen unterworfen ist, und dieses und jenes oft Missvergnügen verursacht."[32]

Es ist also ganz sicher nicht zu leugnen, dass die Beziehung von Peter Ochs zu seinen Kindern von Konflikten geprägt war. Auffällig dabei ist indes, dass sich keines der Ochs-Kinder offen gegen den Vater oder die Mutter aufgelehnt hat. Die Selbsttötung von Albert und Wilhelm stellt zwar eine unmissverständliche Form des Widerstands dar, eine radikale Verweigerung, sich einem Leben zu fügen, über das nicht selber bestimmt werden kann. Der Suizid ist aber vor allem ein selbstzerstörerischer Akt. Weder Albert noch Wilhelm haben gemäss den überlieferten Quellen Groll gegen die Eltern gehegt. Vielmehr scheinen sie im Stillen mit ihrem Schicksal gehadert zu haben, bis sie nur noch den Tod als Ausweg sahen. Offenbar internalisierten die Söhne die Konflikte und trugen sie vor allem mit sich selber aus, was schließlich in der Selbsttötung gipfelte. Beide Söhne zeigten sich den Eltern gegenüber ansonsten stets dankbar und gehorsam. Wilhelm zum Beispiel schreibt über seine Mutter, die nur wenige Monate vor ihm starb und einen Berufsweg für ihn ausgesucht hatte, der ihm überhaupt nicht zusagte: „Elle était la meilleure des mères qui existent sur la terre."[33] Albert ließ seine Heiratsabsichten fallen, sobald sich der Vater nicht damit einverstanden zeigte. Immerhin wählte er schon kurz darauf den „Freitod", weil ihm sein Leben offenbar so nicht mehr lebenswert erschien.

Alle fünf Ochs-Kinder litten mehr oder weniger stark an Depressionen. Zwei Söhne fanden den Tod durch eigene Hand, bei der einzigen Tochter war dies mehrmals fast der Fall, Friedrich schadete seinem „überanstrengten Nervensystem"[34] mit „Genuss aufpeitschender Narkotika"[35] und musste deshalb schließlich das Miniaturporträtieren schon in seinen Mittdreissigern einstellen. Auch der jüngste Sohn Eduard neigte in jüngeren Jahren und in kritischen Lagen, beispielsweise vor der Verlobung und der arrangierten Heirat, zur Schwermut, scheint es aber von Peter Ochs' Kindern am besten getroffen zu haben. Eduard verfolgte in vielerlei Hinsicht einen demjenigen des Vaters genau entgegengesetzten Lebensweg und -stil.[36] Er war Geschäftsmann, kein Politiker, dabei poli-

tisch konservativ und somit ganz anders eingestellt als der Vater. Bei aller Verschiedenheit Eduards zum Vater scheint er dennoch keinen Schritt gewagt zu haben, durch den er sich dem Vater widersetzt hätte. Auch der gewichtige Schritt zur Namensänderung erfolgte mit ausdrücklichem Einverständnis des Vaters. So zeigte sich letztlich auch Eduard als gehorsamer Sohn, der es aber zugleich als Einziger geschafft hatte, „ganz anders als sein Vater"[37] zu werden und somit aus dessen mächtigem Schatten hervorzutreten.

Abwesende (Generationen-)Konflikte ?

Etwas anders sah es in dieser Hinsicht bei David Nüscheler aus Zürich aus, dem Sohn des wohlhabenden und hoch angesehenen Ratsherrn Johann Conrad Nüscheler, wie im Folgenden zu zeigen sein wird. David Nüscheler wurde, wie Peter Ochs' jüngster Sohn Eduard, im Jahre 1792 geboren. Er war das erste Kind von Johann Conrad Nüscheler, Kaufmann und letztgewählter Ratsherr des alten Zürich, und dessen Gattin Anna Cleophea Ott, die ebenfalls einem sehr angesehenen alten Zürcher Ratsgeschlecht entstammte.

Innerhalb der städtischen Bürgerschaft bestimmte weitgehend der Stand, in den ein Kind hineingeboren wurde, seine zukünftige Lebensbahn. Es war selbstverständlich, dass wenigstens ein Sohn, meistens der älteste, in die Fußstapfen des Vaters trat. Jede Generation hatte die ökonomische und moralische Pflicht, den Fortgang des väterlichen Geschäfts zu gewährleisten, das Familienvermögen zu erhalten, zu vermehren und schließlich an die nächste Generation weiterzugeben. Damit der Sohn die ihm zukommende Aufgabe optimal erfüllen konnte, galt es, ihn den Umständen entsprechend auf sein zukünftiges Leben vorzubereiten, ihn also mit dem nötigen Wissen und den einschlägigen Kenntnissen so auszustatten, dass er den auf ihn zukommenden Anforderungen zu genügen vermochte. Ein unerlässlicher Teil dieser Lebensschulung war ein längerer Aufenthalt in der Fremde. Die Auslandreise machte somit ein initiationsähnliches, längeres Aufbrechen und Eintauchen in die Welt außerhalb der Familie erforderlich. Die jungen Männer sollten während dieser Zeit auch Weltgewandtheit erwerben, damit sie sich als Handelsherren überall dort heimisch fühlen konnten, wo die Geschäfte sie hinführten. Die Bildungsreisen, welche die jungen Kaufmänner in jene Städte führten, die für ihre spätere Berufstätigkeit von Bedeutung sein würden, waren im 18. Jahrhundert hauptsächlich Städte im deutschen Raum, in Frankreich sowie in Holland.

Auch der junge David Nüscheler wurde in jungen Jahren ins Ausland geschickt. Seine Reiseroute, die ihn von Zürich nach Basel, Karlsruhe, Frankfurt,

Köln, Amsterdam, Haarlem, Den Haag, Rotterdam, Antwerpen, Brüssel, Paris und Strassburg führte, besitzt also durchaus Modellcharakter für die Bildungsreisen junger Kaufleute um 1800. Nur fiel sie im Vergleich zu anderen Auslandreisen der Söhne gehobener Stände jener Zeit sehr kurz aus und erfolgte etwas spät. Normalerweise waren die jungen Männer um die 18 Jahre alt, wenn sie sich, zum Teil für mehrere Jahre, ins Ausland begaben. Nüscheler war bereits 24 und reiste nur drei Monate in die Fremde.[38] Er lernte während seiner Auslandreise zwar fremde Länder kennen und erwarb sich durch die Besichtigung zahlreicher Handelskontore und kriegswissenschaftlicher Museen für seine Interessensgebiete wie für seine künftige Berufstätigkeit viele Kenntnisse – aber er ließ auch bewusst vieles unbeachtet. Nüscheler war seinen eigenen Angaben nach von Natur aus scheu und zurückhaltend. Zudem war er von seinem Vater in solcher Sittenstrenge erzogen worden, dass er sich von seinen Mitreisenden möglichst zurückzog. Von Basel aus war er im Übrigen stets an Pfarrherren und Kaufleute weiter empfohlen worden und kam daher selten in Kontakt mit der breiteren Bevölkerung der Länder, durch die er reiste.

Trotz aller Anregungen, die er erhielt und aller neuen Bekanntschaften bedeutete diese Reise, die damals für junge Menschen ein großes Erlebnis hätte sein können und ihren Horizont erheblich erweitert hätte, für Nüscheler eine lästige Pflicht, die es zu erfüllen galt. So sehnte er sich ständig nach Hause und begann sich offenbar auch zu langweilen, denn er schrieb schon bald an seine Eltern: „Ich würde unstreitig auch bei einem längeren Aufenthalt für den Kopf noch Nahrung genug finden; aber hingegen für Geist und Herz ist die Nahrung gar selten; und da das schwache Herz wenn es keine gesunde Nahrung erhält, leicht auf ungesunde verfällt, so ist es am Besten, es nicht in Versuchung zu setzen."[39]

Wenn er auch die Notwendigkeit der Bildungsreise nicht verkannte, fühlte sich der junge Nüscheler oft niedergeschlagen und suchte Zuflucht in der Religion. Wann immer möglich, zog er sich von einer Gesellschaft zurück, mied sämtliche Festlichkeiten und fand seine beste Erholung, wie er mehrfach betont und wie es auch die Fülle seiner Briefe an die Eltern belegt, im Schreiben ausführlicher Briefe an die Eltern. Beim Lesen dieser Briefe wird spürbar, dass Nüscheler in ihnen nicht nur berichten, sondern mit ihnen auch wirken wollte. Mit jedem Satz versuchte er, die Distanz zu überbrücken, die ihn von den Eltern und von seinem Zuhause, das er sehr vermisste, trennte. Die briefliche Kommunikation hielt die Beziehung zu seinen Eltern aufrecht, und im Aufrechterhalten dieser Beziehung wird der junge Mann David Nüscheler sichtbar. Sichtbar wird auch, wie Nüscheler als 24-Jähriger seine Lebenswelt sieht, wie er sich selbst in ihr verortet, wie er über sich und seine Lebenssituation nachdenkt. Deutlich wird dabei, dass vor allem der Vater für David Nüscheler sehr prägend war.

In der Frühen Neuzeit und bis weit ins 19. Jahrhundert waren Kinder in bürgerlichen Haushalten während ihren ersten drei Lebensjahren in der Obhut von Frauen, der Mütter, Ammen und Kindermädchen. Nach dieser Kleinkindphase wechselte die Zuständigkeit. Erziehung und Ausbildung der Kinder waren dann, wie erwähnt, überwiegend die Angelegenheit der Väter.[40] Die meisten Erziehungsschriften der Aufklärungszeit waren deshalb explizit an sie gerichtet. Auch die religiöse Instruktion der Familie gehörte zu den Aufgaben der Hausväter.[41] Der Basler Jurist Emanuel Wolleb etwa empfiehlt in seinen Ausführungen über die „Kinderzucht" mit denen er sich an die bildungsbürgerlichen Eltern wendet, ihre Kinder während der ersten Lebensjahre bei sich zu behalten, um ihnen „die ersten Grundsätze der Tugend einzupflanzen und feste Wurzeln fassen zu machen"[42]. Johann Conrad Nüscheler folgte dieser Empfehlung, seinen Kindern den ersten Unterricht selbst zu erteilen, und so besuchte auch sein Sohn David für drei Jahre, von 1796 bis 1798, die väterliche Hausschule. Aus den vielen Lehren, die Johann Conrad Nüscheler seinem Sohn erteilte, seien drei kurze Gedanken herausgegriffen, weil sie seine Grundeinstellung zeigen. Sie finden sich im Stammbuch seines Sohnes David und wurden diesem zum 6. Geburtstag auf den Weg gegeben: „Folge nicht dem heutzutage herrschenden Ton des Unglaubens, der gerade eben diesen Fehler begeht, der die menschliche Vernunft über die göttliche setzt – und so sich von den göttlichen Gesetzen losmachen will … Sondiere daher fleissig die göttliche Offenbarung und gib acht auf ihre Harmonie mit Deiner innern Stimme … Die Religion Jesu zeigt Dir das hohe Ziel deiner künftigen Bestimmung … deinen Leib zu einem Tempel Gottes zu bilden."[43]

Umgekehrt wurde aber auch der Vater – gerade im konservativen Milieu – zum uneingeschränkten Vorbild für die Söhne. Daran wirkten praktisch alle gesellschaftlichen Instanzen, aber vor allem auch die Mütter mit. Anna Cleophea Nüscheler-Ott etwa notierte 1802 in einem für ihre Kinder geschriebenen Tagebuch über ihren 10jährigen Sohn David: „Vieles Gutes, das er besitzt, hat er seinem frommen, tugendhaften Vater zu danken, ach dass er ganz in seine Fussstapfen träte, um sicher durch die gefahrvollen und verführerischen Irrgänge des Lebens zu wandeln, um einzudringen in das Reich Gottes."[44] David Nüscheler war zeitlebens von tiefer, pietistisch gefärbter Religiosität durchdrungen, eine Grundhaltung, die ihre ersten Impulse in der Schule beim Vater erhielt. Diese Haltung brachte es mit sich, dass Nüscheler jeden Aspekt, jedes Detail seiner Befindlichkeit und seines Lebens als göttliche Fügung empfand. Die umfangreichen Briefwechsel mit seinen Eltern bestärkten ihn in diesem Glauben und hielten ihn stets in einem engen geistigen Kontakt mit dem Vaterhaus.

Daneben ist auffallend, dass er zeit seines Lebens in seinem Zürcher „Vaterhaus" wohnte. Mit Ausnahme militärischer Kommandoaufgaben, die er übernahm, lebte er bis zu seiner Heirat im 31. Lebensjahr im Haushalt der Eltern, danach im eigenen Haushalt, aber im selben Haus. Auch daraus erklärt sich der tägliche Einfluss des Vaters auf den Sohn, der bis 1856 andauerte, als der Vater mit 97 Jahren starb. In dieser ganzen Zeit, das heißt bis zu seinem 64. Lebensjahr, atmete Nüscheler die Atmosphäre seines Elternhauses, die in seinen Briefen und Schriften greifbar wird. Es ist deshalb keineswegs erstaunlich, wenn sich die Auffassungen von Vater und Sohn in vielem vollkommen deckten. Dabei ist von einem Konflikt der Generationen wenig zu spüren. Durch das Hineinwachsen des Sohnes in die Arbeitsweise und die Anschauungen des Vaters – seine „Fußstapfen" – ergab sich viel Gemeinsames, weil der Sohn sozusagen wieder wird, was der Vater war.

Tradition und Bindung: Söhne als gehorsame Melancholiker

Die uneingeschränkte Autorität, gleichsam die Souveränität des Vaters über seine Kinder, wurde vor allem von der christlichen Lehre, die sich auf die Idee von Gott als Vater bezieht, abgeleitet. Die protestantische Betonung der Verantwortung der Väter für das spirituelle Wohlergehen ihrer Haushalte stärkte die Idee von ihrer Rolle als Gottes Repräsentanten in der Familie. Zudem verstärkte sich diese Vorstellung bis weit in das 19. Jahrhundert hinein auch von juristischer Seite her. Der Wille des Vaters bezüglich der Bildung und Erziehung seiner Kinder, ihrer Disziplin, der Wahl ihrer Ehepartnerinnen und -partner, der Verfügung ihrer Arbeitskraft wurde über das Ende des 18. Jahrhunderts hinaus als absolut, zumindest als unerlässlich, betrachtet.[45] Dies mag wohl der wichtigste Grund gewesen sein für den fast uneingeschränkten Gehorsam David Nüschelers und der Ochs-Kinder gegenüber ihren Vätern. Ganz im Gegensatz zu modernen Vorstellungen von einer ‚normalen' oder gar ‚gesunden' seelischen Entwicklung von jungen Menschen scheint es um 1800 zu keiner gleichsam ‚systematischen' Entwicklung von Generationenkonflikten innerhalb der Familie gekommen zu sein – jedenfalls, so weit es die Oberschicht-Familien der Deutschschweiz betrifft, die aber in vielerlei Hinsicht durchaus als typisch für die Angehörigen der „gebildeten Stände" und damit der Trägerschichten der revolutionären Umwälzungen in Europa gelten können.[46]

Es ist daher sinnvoll, sich an dieser Stelle kurz zu vergegenwärtigen, was Gehorsam in jener Zeit zu bedeuten hatte und von dort aus zu erhellen, ob, beziehungsweise inwiefern familiäre Generationenkonflikte selbst eine historische Entwicklung späteren Datums sind. Grundsätzlich galt auch für das späte 18. und frühe 19. Jahrhundert, dass die Erziehenden den Kindern Normen und Werte ver-

mittelten. Dabei wurde aber besonderes Gewicht auf Gehorsam gelegt und damit ein erheblicher – vor allem moralischer – Druck erzeugt, unter dem diese Werte und Normen verinnerlicht werden sollten.[47] Wer als Kind gelernt hat, den Eltern zu gehorchen, der wird sich später auch den Gesetzen und Regeln der eigenen Vernunft, das heißt den verinnerlichten Fremdzwängen, bereitwillig unterwerfen, so lautete die pädagogische Grundidee der Zeitgenossen. Zugleich wird das Kind mit den herrschenden Prinzipien der obrigkeitlichen Machtausübung vertraut gemacht. Mit der Durchsetzung des Gehorsams erzielen die Erziehenden den Zugang zur Psyche des Kindes und ebnen das Terrain für die pädagogische Arbeit. Wer den Eltern nicht gehorcht, macht ihnen keine Freude und ist undankbar. Undankbarkeit ist aber keine Tugend, wie das Kind weiß, weil es dies schon früh eingeimpft bekommen hat. Es leidet daher an einem schlechten Gewissen, das sich beruhigt, sobald es wieder gehorsam ist, womit sich der Kreis schließt.

Doch nicht nur für Kinder galten diese Maximen, sondern im Prinzip für alle Menschen und insbesondere für junge Erwachsene, auf denen die Erwartungen bzw. die Gehorsamspflicht besonders schwer lastete, weil man gerade ihnen genügend Verstandeskräfte zuschrieb, um der Gehorsamspflicht in vollem Umfang Folge leisten zu können.[48] David Nüscheler entsprach diesem Idealbild perfekt: Er wollte sich offenbar nicht gegen seine Eltern auflehnen, der undankbare und ungehorsame Sohn sein. Zwar kommt seine Unzufriedenheit über ihm lästige Pflichten während seiner Ausbildungszeit – eben beispielsweise die für Söhne des Kaufmannsstands übliche Auslandreise – in seinen Briefen an die Eltern immer wieder zum Ausdruck, doch er beklagt sich nie direkt. Es war abgemacht, dass er als ältester Sohn das Wollgeschäft des Vaters zu übernehmen hatte. Obwohl ihm dies gemäss den Recherchen seines Biographen nicht sehr zusagte[49], zeigte er sich immer wieder gehorsam. Er wollte offenbar – oder konnte nur – der dankbare und „innig liebende Sohn" sein, als der er am Schluss seine Briefe jeweils unterzeichnete, und trug die sich abzeichnenden Konflikte deshalb wohl ganz nach innen und mit sich selber aus. Nüscheler schrieb vielleicht deshalb sehr viel, und in all seinen Schriften thematisierte er die große Abneigung, die er für seine Zeit empfand: „Noch immer das gleiche niederschlagende Gefühl, in eine Welt mich versetzt zu sehen, die für mich nicht das geringste Anziehende besitzt, die meinem armen Gemüte nach und nach immer Mehreres entreisst, so wenig Ruhepunkte mehr übrig lässt. Eine Welt, in der ich selbst für meine nähere und fernere Umgebung immer lästiger, immer abstossender werden muss, da ihre Entwürfe mit allem dem im geradesten Widerspruch stehen, was mir von früher Jugend an lieb und teuer, was mir Freude und Genuss des Lebens war. Auch mein entschiedenster Gegner würde sein Mitleid mir wohl kaum entziehen, wenn er in meine Lage sich versetzen wollte. – Ich kann es den Freunden des Zeitalters

nicht übel auslegen, wenn ich denselben zuwider bin – ich gehöre nicht unserer Zeit an; – es wird einst hier oder dort einer der wichtigsten Aufschlüsse sein, warum ich jetzt und warum ich nicht einige Jahrhunderte früher geboren wurde in einer Zeit, zu welcher ich in jeder Beziehung weit besser gepasst hätte. – Doch ich bin ein beschränkter Erdenwurm, der Gottes Wege nicht überschauen kann."[50]

Solche Gedanken, denen man in den meisten seiner Briefe, Notizen, Tagebücher und Aufsätze begegnet, stehen als Leitmotiv über dem größten Teil seines Lebens. Nüscheler betonte selbst, dass er ein „melancholisches Temperament" besäße, und aus den schon früh auftretenden plötzlichen Anfällen von Schwermut resultierte sein Hang zur Einsamkeit. Melancholie und Zurückgezogenheit aber sind schlechte Grundlagen, um gegen den Zeitgeist zu kämpfen. Glaube und Religion gaben Nüscheler immerhin den Auftrieb, dessen er bedurfte, um seinem „Temperament" zum Trotz seinen Überzeugungen, unter anderem als Stadtrat von Zürich (1829–1837, 1839–1846), Ausdruck zu geben.

Auch in den Beziehungen zwischen den Söhnen und Vater Ochs aus Basel dominiert die „Melancholie". Das Ende der „alten Ordnung", die gesellschaftlichen Umbrüche um 1800, zu denen Peter Ochs selbst so energisch und zielgerichtet beigetragen hatte, machten ganz offensichtlich an den Grenzen von Familie und Vaterschaft Halt. Hier werden eben jene Konfliktanlässe und -felder greifbar, die schon die gesamte Frühe Neuzeit hindurch die (familiären) Generationenkonflikte prägten: Berufs- und Ehegattenwahl. Zwischen (auch materiell bedingtem) familiärem Zwang und freiwilligem Gehorsam zeichnete sich allenfalls melancholische Resignation der Söhne als wenig „sanfte" Form der innerfamiliären Konfliktregulierung ab.[51]

Anmerkungen

1 Die hier niedergelegten Überlegungen sind hervorgegangen aus einem seit Oktober 2006 vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Forschungsprojekt, das Vater-Sohn-Beziehungen und -konflikte in städtischen Eliten der Deutschschweiz um 1800 untersucht und am Historischen Seminar der Universität Basel angesiedelt ist.

2 Vgl. dazu etwa die Studie von Claudia Opitz, Das Universum des Jean Bodin. Staatsbildung, Macht und Geschlecht im 16. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2006; Dies., Wandel der Vaterrolle in der Aufklärung?, in: Dies., Aufklärung der Geschlechter, Revolution der Geschlechterordnung. Studien zur Politik- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts, Münster/New York/München/Berlin 2002.

3 Für Zürich umfassen die Quellenbestände der Zürcher Zentralbibliothek, im Staatsarchiv Zürich, im Stadtarchiv Zürich sowie in der Stadtbibliothek Winterthur eine ansehnliche Menge an nützlichem Material. Die Berner Burgerbibliothek, die ihre Briefsammlung sehr systematisch inventarisiert hat und mehrere Familienarchive mit umfangreichen Briefbe-

ständen aufweist, bietet reichliches Quellenmaterial für die Berner Verhältnisse. Für Basel verfügen die Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel und das Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt über interessante Familienkorrespondenzen und weitere für die Arbeit sehr nützliche Selbstzeugnisse.

4 Vgl. dazu: Bernd Weisbrod, Generation und Generationalität in der neueren Geschichte, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.), Aus Politik und Zeitgeschichte 8 (2005), S. 3–9.

5 Harald Tersch, Der verlorene Sohn. Generationenkonflikte in österreichischen Autobiographien um 1600, in: Österreich in Geschichte und Literatur mit Geographie, hg. vom Institut für Österreichkunde 44 (2000), Heft 4 (307), S. 205–235, hier: S. 205.

6 Vgl. Jürgen Grieser, Der phantasierte Vater. Zu Entstehung und Funktion des Vaterbildes beim Sohn, Tübingen 1998.

7 Vgl. etwa Yvonne Knibiehler, Geschichte der Väter. Eine kulturhistorische Spurensuche, Freiburg/Basel 1995, bes. Teil II, S. 85–162.

8 Tersch, Der verlorene Sohn, S. 208. Vgl. auch Renata Ago, Junge Adelige im Zeitalter des Absolutismus. Zwischen väterlicher Autorität und Freiheit, in: Giovanni Levi/Jean-Claude Schmitt (Hg.), Geschichte der Jugend, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1996, S. 415 ff.

9 Ago, Junge Adelige im Zeitalter des Absolutismus.

10 Knibiehler, Geschichte der Väter, S. 82.

11 Ausnahmen bilden z. B. Tersch, Der verlorene Sohn, sowie Martin Stuber, Vatergespräche. Töchter und Söhne im Briefwechsel Albrecht von Hallers, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 52 (2002), S. 414–439.

12 Vgl. für Basel u. a. Erika Hebeisen, Leidenschaftlich fromm. Die pietistische Bewegung in Basel 1750–1830, Köln/Weimar/Wien 2005, S. 253–283.

13 Claudia Honegger, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850, Frankfurt a. M./New York 1991, S. 3.

14 Vgl. dazu: Richard van Dülmen, Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit, Bd. 1.: Das Haus und seine Menschen 16.–18. Jahrhundert, München 1990; Knibiehler, Geschichte der Väter; Anne-Charlott Trepp, Männerwelten privat. Vaterschaft im späten 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, in: Thomas Kühne (Hg.), Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt a. M./New York 1996, S. 31–50; Opitz, Wandel der Vaterrolle; Rebekka Habermas, Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte 1750–1850, Göttingen 2000.

15 Vgl. dazu: Knibiehler, Geschichte der Väter; Opitz, Wandel der Vaterrolle; Rudolf Klussmann, VäterSöhne. Charaktere und Konflikte – Eine psychohistorische Studie, Lengerich 2003.

16 Vgl. dazu S. 171 dieses Beitrags.

17 Eduard His-Heusler, Chronik der Familie Ochs genannt His, Basel 1943, S. 222 f.

18 Ebd., S. 223.

19 Jedenfalls sind aus dieser Zeit keine Briefe von ihm überliefert.

20 His-Heusler, Chronik, S. 228.

21 Ebd., S. 225.

22 Ebd., S. 225 f.

23 Autobiographie von Peter Ochs, Eintrag vom 8. Februar 1816. „Il [Albert, C. O. u. P. C.] avait écrit au crayon une lettre pour nous de 2 ¼ pages en folio ...". Staatsarchiv Basel-Stadt (StABS) PA 633c A 1.2. fasc. 04.

24 StABS PA 633c A 1.2. fasc. 04, Autobiographie Ochs, Eintrag vom Dezember 1817.

25 Ebd., Eintrag vom Januar 1818.

26 Ratsprotokoll vom 9. Mai 1818, zitiert nach: Eduard His-Heusler/Wilhelm His-Vischer, Der Namenswechsel der Söhne von Peter Ochs, in: Basler Jahrbuch 1901, S. 202–209.

27 StABS PA 633c C 5.1. fasc. 02, Lebenslauf von Eduard His-La Roche, Bd. 1, S. 20.

28 Martin Birmann, Peter Ochs, geb. am 20. August 1752 – gest. am 19. Juni 1821, in: Gesammelte Schriften, Bd. 2, Basel 1894, S. 366 ff.

29 Sie ist auch von Eduard His-La Roches Söhnen Eduard His-Heusler und Wilhelm His-Vischer im Basler Jahrbuch 1901 zurückgewiesen worden: His-Heusler/His-Vischer, Der Namenswechsel der Söhne von Peter Ochs.

30 Ratsprotokoll vom 9. Mai 1818, zitiert nach: His-Heusler/His-Vischer, Chronik, S. 205.

31 Ratsprotokoll vom 6. August 1819, zitiert nach: ebd., S. 206.

32 StABS LA 1821 Juni 19, S. 18.

33 StABS PA 633c C 1 fasc. 17, Wilhelm Ochs an seinen Vater Peter.

34 His-Heusler, Chronik, S. 229.

35 Ebd.

36 Vgl. ebd., S. 232–257.

37 Ebd., S. 232.

38 David Nüscheler hat einen Großteil des Briefwechsels, den er mit seinen Eltern während seiner auswärtigen Aufenthalte in seiner Jugendzeit geführt hatte, aufgehoben und binden lassen. Die Briefbände können heute in der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich eingesehen werden (Zentralbibliothek Zürich (ZBZH, FA) Nüscheler, Nü 557/558/559). Ein Band umfasst den Briefwechsel während der Auslandreise, die Nüscheler zur Abrundung seiner kaufmännischen Ausbildung im Jahre 1816 angetreten hatte. Die Korrespondenz, die Nüscheler mit seinen Eltern während dieser Fremdenreise führte, besteht aus insgesamt 62 überlieferten Briefen, 37 von Seiten der Eltern Nüscheler, 25 von David. Die Auslandreise dauerte vom April bis Juli 1816, also drei Monate. 62 Briefe, das klingt nach einer verhältnismäßig geringen Anzahl, doch sind es insgesamt immerhin etwa 200 Seiten, wovon die meisten von David geschrieben worden sind.

39 ZBZH, FA Nüscheler, Nü 558. Brief an die Eltern 8.6.1816. Nüscheler wollte eine Abhandlung „über die Wiederherstellung reiner Sitten" vom politischen Standpunkt aus niederschreiben, ein Gedanke, der allerdings nicht zur Ausführung gelangte.

40 Siehe S. 171 dieses Beitrags.

41 Die Verantwortlichkeit für diesen Bereich ging im Laufe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts immer mehr auf die Mütter über; vgl. dazu Opitz, Wandel der Vaterrolle, und Dies., Mutterschaft und weibliche (Un-)Gleichheit in der Aufklärung. Ein kritischer Blick auf die Forschung, in: Dies. (Hg.), Aufklärung der Geschlechter, S. 39–59 – mit weiterführender Literatur.

42 Emanuel Wolleb, Kinderzucht, in: Ders. (Hg.), Die helvetische Nachlese, Basel 1759, S. 249.

43 ZBZH, FA Nüscheler, Stammbuch von David Nüscheler. Einträge vom 4. Juni 1797 und 18. August 1798.

44 ZBZH, FA Nüscheler, Tagebuch der Frau Ratsherr, 2. Mai 1802.

45 Vgl. dazu Opitz, Wandel der Vaterrolle.

46 Es war ja keineswegs so, dass die beschriebenen jungen Männer allesamt konfliktscheu gewesen wären. Gerade der junge Nüscheler war zeit seines Lebens als höchst streitlustiger

und eigensinniger Zeitgenosse bekannt und verließ u. a. wegen eines akuten Konflikts mit seinem Vorgesetzten das Zürcher Militär.

47 Zu Gehorsam und Dankbarkeit der Kinder gegenüber den Eltern siehe: Rudolf Trefzer, Die Konstruktion des bürgerlichen Menschen. Aufklärungspädagogik und Erziehung im ausgehenden 18. Jahrhundert am Beispiel der Stadt Basel, Zürich 1989, S. 80–83; Ulrich Hermann, Artikel „Erziehung", in: Werner Schneiders (Hg.), Lexikon der Aufklärung. Deutschland und Europa, München 1995, S. 108 f.

48 Vgl. dazu den Artikel „Gehorsam", in: Historsiches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 3, Basel/Freiburg 1977, Sp. 146–154, bes. Sp. 150 ff.

49 Ulrich Merhart von Bernegg, David Nüscheler (1792–1871). Kämpfer wider seine Zeit, Affoltern am Albis 1951.

50 ZBZH, FA Nüscheler, Tagebücher David Nüschelers, Bd. 4, 1829–1837, Tagebucheintrag vom 14. Februar 1835.

51 Vgl. dazu kontrastierend, aber auch ergänzend die Studie von Anne-Charlott Trepp, Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840, Göttingen 1995.

Vätern einen Platz geben

Überlegungen zu einer gesamtgesellschaftlichen Aufgabe für Frauen und Männer

Andrea Günter

Väterdiskurse, Familiendiskurse und das Ende des Patriarchats

Der jahrzehntelange Kampf der Frauen für die Überwindung des Patriarchats ist gesellschaftlich anerkannt, auch wenn sich verbal viele Frauen und Männer gegenüber dem Feminismus abgrenzen wollen. Die Patriarchatskritik kann dabei auf eine umfassende Tradition zurückgreifen, die das feministische Anliegen untermauert. Zu erinnern ist an die Vater-Sohn-Konflikte des Bürgertums, die das Bürgerliche Trauerspiel, etwa Schillers „Räuber" und „Kabale und Liebe", in das öffentliche Bewusstsein trugen. Vertreter der kritischen Theorie wie Max Horkheimer und Theodor W. Adorno wiederum hatten schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Verbindung von Kritik am Vaterbild, Frauenunterdrückung, Miseren in der Erziehung und patriarchalen Verhältnissen gezogen. Diese Kritik hat die Veränderungen des Verständnisses von Familie und Erziehung im 20. Jahrhundert maßgeblich beeinflusst.[1]

Wenn gegenwärtig neu nach dem Vater gesucht wird, so ist das auch als eine Folge der Auflösung des Patriarchats zu sehen.[2] Die persönliche und öffentliche Auseinandersetzung mit der Vaterrolle und die Suche nach anderen Vaterbildern ist notwendig geworden, nachdem im 20. Jahrhundert das Unbehagen am autoritären Vaterbild des 19. Jahrhunderts gewachsen und der Zusammenhang zwischen autoritärem Vaterbild, verkümmerten Mutterleben, Beschränkungen der Entwicklungsmöglichkeiten der Töchter, Söhne und gesamtgesellschaftlichen Strukturen virulent wurde.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts leben viele frauenbewegte Frauen mit Männern und (gemeinsamen) Kindern oder alleine mit Kindern zusammen und wünschen sich in beiden Fällen gelingende Beziehungen mit den Vätern. Da jeder und jede außerdem Sohn oder Tochter eines Vaters und damit Teil des gesellschaftlichen Gefüges ist, das grundsätzlich über das Generationengefüge gebildet wird, sind alle davon betroffen, was mit „dem Vater" und den Vätern geschieht und wie erwachsene Frauen und Männer in die Generationenarbeit eingebunden werden. Beobachtet man, wie Väterdiskussionen gegenwärtig häufig geführt wer-